

Aus: Franz Krojer: Aufschluss des Gäubodens,
München 2006, Differenz-Verlag

Straubing, Schikaneder-Stadt

Im Nibelungenlied heißt es im 21. Abenteuer, als die Nibelungen mit der Kriemhild „über die Donau kamen ins Bayernland“ und Richtung Hunnenland zogen: „Dort in Pledelingen schuf man ihnen Gemach.“ Wegen dieser einen Erwähnung nennt sich Plattling eine „Nibelungenstadt“: alle 4 Jahre gibt es die „Nibelungenfestspiele“ oder einen „Nibelungenmarkt“, eine Wirtschaft am Marktplatz hat ein uriges „Nibelungenstüberl“ hergerichtet, im Globus-Einkaufszentrum sah ich jüngst eine „Plattlinger Hunnenwurst“ angeboten und im Stadt-Cafe eine „Kriemhild-Torte“ und ein „Nibelungen-Frühstück“.

Emanuel Schikaneder wurde in Straubing geboren, aber nicht einmal eine Apotheke ist nach ihm benannt, grade mal eine Vortortstraße. Wer aber ist gleich wieder Schikaneder? Richtig, der hat den Text zur „Zauberflöte“ geschrieben, ein ganz und gar miserables Libretto, dagegen Mozart aber eine so geniale Musik komponiert habe, dass der Text überflüssig geworden sei. Dass Schikaneder selbst am frühen Tod Mozarts nicht unbeteiligt war, hat sich auch irgendwie festgesetzt.

Ich wollte mein Vorurteil, wonach in Straubing eigentlich nichts über Schikaneder zu finden sei, bestärken und fuhr übers Wochenende hin. Abends schlenderten wir durch die Innenstadt bei schon sommerlichem Betrieb. 28. April 2001, Historischer Rathaussaal:

soeben wurde ein Beethoven-Konzert des Pianisten Martin Rasch beendet. Soll ich die beiden Konzertbesucher, Herr und Dame „mittleren Alters“, ansprechen? Ich sei wegen Schikaneder nach Straubing gekommen – beide können damit gleich etwas anfangen und er entgegnet mir spöttisch: „Außer einer nach ihm benannten Straße werden Sie nichts von ihm finden.“ Ich sage „Zauberflöte“ und er sagt „Scheiß-Text“. Ich sage, Schikaneder sei immerhin in Straubing geboren, und er sagt, die Mutter wäre nur auf der Durchreise gewesen. „Das habe ich noch nie erlebt, dass einer wegen dem Schikaneder nach Straubing fährt!“ Stattdessen verweisen mich die beiden freundlich auf Fraunhofer und Ulrich Schmidl, denn das seien die berühmtesten Söhne der Stadt, auch den weltberühmten Römerschatz solle ich mir natürlich anschauen, die Agnes-Bernauer-Festspiele sowieso.

— Der Römerschatz wurde 1950 in der Nähe von Straubing beim Bau einer Kläranlage gefunden. Versteckt wurde er im 3. Jahrhundert, als die Alamannen Rätien plünderten. Besonders beeindruckend sind die Gesichtsmasken der Paraderüstungen. Die römische Herrschaft begann zwischen den Alpen und der Donau zur Zeit des Augustus und endete formell 476 n. Chr. Aus alt-ingesessenen Kelten, Römern und Germanen, die lange schon romanisiert waren, sowie weiteren Germanen aus der Völkerwanderungszeit – in Ostbayern auch „slavisches Ursubstrat“ –, bildete sich die „Polyethnie“ der Bayern, anders als es der „handfeste Bestandteil altbayerisch-bayerischer Stammes- und Staatsideologie“ gern möchte, wonach ein einzelner, sozusagen reinrassiger bajuwarischer Stamm in ein weitgehend unkultiviertes Gebiet eingefallen sei. (Bosl, S. 18 und 45; weitere Details und Differenzierungen z.B. bei Dannheimer/Dopsch)

— Ulrich Schmidl, geboren Anfang des 16. Jahrhunderts. Über 20 Jahre war er Landsknecht in Südamerika, gilt als Mitbegründer von Buenos Aires und auch als der erste Geschichtsschreiber Argentiniens. Als er 1553 nach Straubing zurückkehrte, brachte er es zunächst zum Ratsherrn; aber weil er sich zur reformierten Kirche bekannte, musste er 1562 nach Regensburg ziehen, wo er 1581

reich starb. Noch nie zuvor hatte ich von „Schmidl“ gehört, nun weiß ich, dass auch bayerische Politiker ihn erwähnen, wenn die deutsch-argentinische Freundschaft gefestigt werden soll.

— Joseph von Fraunhofer, geboren am 6. März 1787. In München arbeitete er in den optischen Werkstätten von Utzschneider, Reichenbach und Liebherr und kam 1807 zur Glashütte nach Benediktbeuern, ein Voralpen-Kloster, das infolge der Säkularisation aufgelöst worden war. „So wurde Benediktbeuern zur Wiege des guten Rufes optischen Glases, für das Deutschland viele Jahre führend blieb“ (Jebsen-Marwedel, S. 20). Weitreichende Folgen hatte die 1814 erfolgte Entdeckung der Fraunhoferschen Linien im Sonnenspektrum. Konnte man bis zur Jahrhundertmitte immerhin noch ruhigen Gewissens behaupten, dass man niemals die stoffliche Zusammensetzung von Sonne, Planeten oder gar Sternen wissen könne, so änderte sich dies 1859 mit der Entdeckung der Spektralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen völlig. So tief auch das Hubble-Teleskop blicken mag: es ist im Grunde dieselbe Materie wie auf der Erde, die in jenen entfernten Galaxien mit ähnlichen Spektral-Mustern leuchtet und analysiert werden kann. – Fraunhofer starb am 7. Juni 1826 in München infolge einer Infektion, vielleicht aber auch an einer berufsbedingten Bleivergiftung. Ein Gedenkstein hält fest: „Er brachte uns die Gestirne näher“.

Wie aber kam ich auf Schikaneder, was trieb mich seinetwegen nach Straubing? Denn ohne weiteres, ich gebe den Konzertbesuchern recht, fährt man deswegen nicht nach Straubing. Zwei Bücher waren es: das erste, von Helmut Perl, behauptet, man müsse die Zauberflöte ganz anders lesen, und ich las danach die Zauberflöte anders, begriff, dass ich nur einem seit 200 Jahren umlaufenden Verruf gefolgt war. Je mehr Mozart nach seinem Tod verhimmelt wurde, umso mehr wurde Schikaneder verteufelt. Man sagt zwar, Hildesheimer habe Mozart entgöttlicht, aber Honolka schreibt, bei Schikaneder habe Hildesheimer nur die gängige Literatur benutzt (S. 165), und also wurde Schikaneder nicht entteufelt.

Sein Vater hieß Joseph Schickeneder, der als „Herrbedienter“

in Straubing lebte, im selben Herrschaftshaus diente auch Juliana Schießl (aus Wettzell im Bayerischen Wald). 1745 sollte schnell geheiratet werden und am liebsten in Regensburg, da man ohnehin beabsichtigte, sich dort wegen besserer Arbeits- und Aufstiegsmöglichkeiten niederzulassen. Das Bittgesuch Schickeneders an das bischöfliche Konsistorium in Regensburg ist erhalten geblieben, in einem sehr seltsamen Deutsch:

*Hochwürdigist Durchlauchtigister Herzog,
Gnädigister Fürst und Herr, Herr etc.*

Da ich underthänigist Endtsermanter lezthin bereits 5, ich demüthigist zu Endtgesetze aber 6 jahr zu Straubing bey denen dißorthigen Herrschaften gedient, haben wir unß resolvirt, unser intantum demnächstens durch Pristerliche Copulation bewerkhstelligen zu lassen.

Gleichwie nun aber ich orator alhir zu Regensburg bey nächstens ankommt Hochansehnlicher Gesandtschaft Dienste suchen – somit mit der oratrice derohrten ins khünftig verbleiben werde: Also auch gericht an Eure Hochfürstliche Durchlaucht etc., unser bed underthänig demüthigistes anlangen und Bitten, die gnädigiste Verordnung dahin ohnmaßgeblich thun zu lassen, daß wir zusamb verlobte Persohnen zu obgedachtem Straubing allein in Zeit 8 Tügen tanquam in loco commorationis ultimo notabilis umb so ehunder denuntirt – und sodan alhir zu Regensburg in der St. Ulrichs Pfarr copulirt werden durften, als wir bed in hißig Lutherischer Stadt und burgerlichem Hauß ohncopulirter in die länge nit gern miteinander beysamben wohnen wollen.

Zu genädigister Bitts-Erhörr wir unß anbey underthänig demüthigist empfehlen.

Euer Hochfürstl. Durchlaucht etc.

Underthänig demüthigiste

Joseph Schickheneder

Herrbedienter caelebs Straubing

und Juliana Schießlin caelebs Wettzell

(Zitiert nach Komorzynski, S. 22 f.)

Nach der Hochzeit hielten sich die Schickeneders abwechselnd in Straubing und Regensburg auf, da sich ihre Regensburger Karrierehoffnungen nicht ganz erfüllten; wodurch aber später eine Konfusion über den wahren Geburtsort Emanuel Schikaneders entstand. Denn der glaubte, in Regensburg geboren worden zu sein, was auch sein Neffe Karl weiter erzählte. Die Aktenlage sieht anders aus: „Dem Ehepaar Joseph und Juliana Schickeneder wurde jedoch im Jahr 1751 nur ein einziges Kind geboren, und zwar ein Sohn, der in Straubing zur Welt kam. ... Ich glaube deshalb, auf Grund der angeführten Tatsachen sagen zu können: Emanuel Schickeneder ist nicht am 9. April 1751 in Regensburg, sondern am 1. September 1751 in Straubing geboren worden.“ (Komorzynski, S. 25) Die ersten beiden Lebensjahre verbrachte Emanuel Schikaneder in Straubing, als aber sein Vater um 1753 starb, übersiedelte die Mutter endgültig nach Regensburg, und so konnte Emanuel Schikaneder später „im guten Glauben und mit gutem Recht Regensburg als sein Heimatstadt und auch Vaterstadt bezeichnen.“ (ebd.)

Die Witwe war zäh, man würde heute sagen, sie habe sich als Friseurin, Zeitungsausträgerin und Aldi-KassiererIn durchs Leben geschlagen. Es gelang ihr, ihre beiden Söhne bei den Jesuiten ausbilden zu lassen, die ihnen Musik und Schauspielen beibrachten („Jesuitentheater“). Emanuel Schikaneder wurde „Lyra-ant“ (Wandermusiker), stieg ein und auf, wurde Theaterleiter, gastierte in Salzburg, Wien und Laibach, wurde ein bekannter Hamlet-Darsteller. Neben den profitablen Allerweltsstücken ließ Schikaneder immer wieder auch Stücke von Shakespeare, Schiller und Goethe spielen, die nichts „einbrachten“.

Folgt man der Argumentation Perls, so ist die Zauberflöte eine betont anti-klerikale Aufklärungoper, die für das Österreich des Jahres 1791 ziemlich gewagt war. Der Königin der Nacht, die gleich anfangs (1,3) dem Papageno einen Maulkorb verpassen lässt, wird die Lichtgestalt des Sarastro entgegengestellt, der die Ideen der Aufklärung als freimaurerischer Illuminat verkörpert. Um diesen politisch brisanten Stoff zu verwässern, wurde die „Umdreh-

Legende“ (Honolka, S. 157) ersonnen, wonach die Handlung in sich widersprüchlich und schlecht wäre. Ähnlich wie Salieri wurde auch Schikaneder zum Bösewicht gemacht, indem er Mozart zwar nicht gerade vergiftet, aber doch vor seinem Tod schamlos ausgenutzt haben soll. Da solches Zeug auch von der hohen Kunst aufgegriffen wurde (von Puschkins „Mozart und Salieri“ (1830) bis zu Formans Film „Amadeus“ (1985)), dürfte es längst ins „kollektive Unterbewusstsein“ abgerutscht sein, wo sich Kritiker wie Braunbehrens und Perl schwertun, aufzuklären.

Über Freimaurer bzw. Illuminaten vernünftigt zu sprechen, ist ohnehin schwierig, denn ihnen haftet viel Mysteriöses und Esoterisches an. Man wird gleich verdächtigt, finstre Weltverschwörungstheorien zu hegen. Um 1800 waren die Illuminaten jedoch eine einflussreiche kulturelle und politische Kraft; zu den Mitgliedern dieses aufgeklärten Ordens, der organisatorisch viel von den Jesuiten und Rosenkreuzern übernommen hatte, jedoch politisch ganz andere Ziele verfolgte, gehörten Mozart und Schikaneder, aber auch ein Goethe oder Knigge, und der Einfluss reichte bis in höchste Regierungskreise. Je nach politischem Klima galten die Illuminaten als Staatsfeinde Nr. 1, die zu verbieten und auszuweisen waren, oder als wenigstens zu tolerierende oder gar anzuhörende politische Kraft. Besonders radikal waren die bayerischen Illuminaten, wo ein Joh. Adam Weishaupt gleichsam an einen leisen Marsch durch die Institutionen dachte, so dass nach und nach aus dem alten Bayern ein erneuerter, aufgeklärter, moderner Staat hervorgehen sollte. Und dieses Kalkül ging in Bayern sogar auf...

Zwei Jahre nach der Uraufführung der Zauberflöte schrieb Immanuel Kant seine Aufsätze über „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“; Perl hält es sogar für denkbar (S. 58f.), dass Kant durch die Zauberflöte zu seiner Veröffentlichung angeregt worden sein könnte. Der Text ist deshalb von besonderem Interesse, da Kant in philosophischer Weise aussprach, was allgemeines Gedankengut der damaligen Aufklärer war: „Wo Statute des Glaubens zum Konstitutionalgesetz gezählt werden, da herrscht ein Klerus, der der Vernunft, und selbst zuletzt der Schriftgelehr-

samkeit gar wohl entbehren zu können glaubt, weil er als einzig autorisierter Bewahrer und Ausleger des unsichtbaren Gesetzgebers die Glaubensvorschrift ausschließlich zu verwalten, die Autorität hat, und also mit dieser Gewalt versehen, nicht überzeugen, sondern nur befehlen darf. – Weil nun, außer diesem Klerus, alles übrige Laie ist, (das Oberhaupt des politischen gemeinen Wesens nicht ausgenommen): so beherrscht die Kirche zuletzt den Staat, nicht eben durch Gewalt, sondern durch Einfluß auf die Gemüter, überdem auch durch Vorspiegelung des Nutzens, den dieser vorgeblich aus einem unbedingten Gehorsam soll ziehen können, zu dem eine geistige Disziplin selbst das Denken des Volks gewöhnt hat; wobei aber unvermerkt die Gewöhnung an Heuchelei die Redlichkeit der Untertanen untergräbt, sie zum Scheindienst auch in bürgerlichen Pflichten abwitzigt, und, wie alle fehlerhaft genommene Prinzipien, gerade das Gegenteil von dem hervorbringt, was beabsichtigt war.“ (Kant, S. 238 f.)

Aber hatte die Französische Revolution nicht gezeigt, wohin es führt, wenn man Adel und Klerus zu sehr angegreift? Die Zauberpfeife von 1791 wurde in diesem Sinne umso unzeitgemäßer, je mehr sich die restaurativen Kräfte durchsetzten, also spätestens nach der Abdankung Napoleons. Im Österreich der Metternich-Ära musste man nun schon Beethoven heissen, um „die mächtige Stimme der Freiheit“ ertönen lassen zu dürfen, „vielleicht damals ihre einzige deutsche Trägerin“. (Rolland, S. 71) Es ehrt Schikaneder wiederum, dass er Beethoven mehrfach drängte, eine Oper zu komponieren, was 1805 zum *Fidelio* führte. Zu dieser Zeit war allerdings der Stern Schikaneders am Wiener Schauspiel- und Opernhimmel fast schon erloschen; er starb am 21. September 1812 als „Bettelmann“ (Hanolka, S. 251); die kriegsbedingte Geld-Abwertung von 1811 hatte ihm noch den letzten Rest gegeben (oder genommen, wie mans nimmt).

Es wurde bereits angedeutet: Bayern ist ein Illuminaten-Staat. Bayerns *Sarastro* heißt Maximilian Graf von Montgelas, der als „allmächtiger Minister“ und „Diktator“ eine neue bayerische Geschichtsepoche einleitete. (Bosl, S. 153 f.) „In Bayern war es 1799

so weit. Graf Montgelas, einer der führenden Münchner Illuminaten, bestimmte nach einigen Jahren im Exil die bayerische Politik.“ (Perl, S. 50) Nach dem Vorbild Frankreichs und unter dem militärischen Schutz Napoleons sollte ein aus München zentral verwalteter, moderner Staat in einem einheitlichen Wirtschaftsraum, mit aufgeklärter Rechtsprechung, modernem Schulwesen, religiöser Toleranz, abgeschaffter Leibeigenschaft usw. entstehen. Insbesondere das Kirchen- und Klostereigentum stand aber dieser Staatsbildung im Weg, was 1803 zur Säkularisation („= Einverleibung geistlicher Staaten und Enteignung kirchlichen Besitzes“, Bosl, S. 156) führte. Die „freigewordenen“ Klosterbibliotheken bildeten den Grundstock für die zentrale Bayerische Staatsbibliothek; z.B. wurde 1803 im Kloster Benediktbeuern die „Orffsche“ Carmina Burana durch den Baron Johann Christoph von Aretin entdeckt, auch er ein Illuminat (und Büchernarr). (Das ergänzt sich: auch Utzschneider, der in diesem verlassenen Kloster die Glashütte bauen ließ und so beitrug zum Aufstieg Fraunhofers, war – ein abtrünniger Illuminat. (Bosch, S. 64))

Bayern, 1806 Königreich unter Einschluss Tirols geworden, fühlte sich mit Napoleon und nach Frankreich als ein Vorreiter eines neu zu schaffenden Europas aufgeklärter Staaten, mit missionarischen Absichten, wie sie z.B. 1809 in einer „Flugschrift“ des genannten Barons von Aretin dargelegt wurden: „Zum großen Glücke für die Menschheit hat bisher nur Frankreich alleine seine Revolution von unten auf gemacht, und dann seinen Platz so genommen, daß es die andern Regierungen nunmehr, die ihrigen von oben herab machen lassen will.“ (Aretin, S. 20) Gegen den Klerus gewendet, schrieb der Baron auch: „Bey der Ausartung des geistlichen Standes, die im 18ten Jahrhunderte bis auf den höchsten Gipfel gestiegen war, konnte ihm nichts Schrecklicheres begegnen, als die Wiederherstellung der Grundsätze des Urchristentums, welche durch die Französische Revolution eingeleitet, und von Napoleon fest gegründet ward.“ (Aretin, S. 53)

Friedrich Schlegel konterte von Wien aus gegen den Baron von Aretin; er warf dieser „fest verbundene(n) Gesellschaft“ „glühen-

den Haß gegen die Religion“ und „Zerstörung des Alten“ vor. Und Schlegel wusste noch genau, wohin zu zeigen war (und wovon die weiteren Sublimierer der Zauberflöte erfolgreich ablenkten): „Die dargelegten Grundsätze sind bekanntlich die der Sekte der Illuminaten.“ (Schlegel, S. 190 f.)

Claudio Magris, Professor für deutsche Literatur in Triest, schreibt über die bayerische „Revolution von oben“: „Montgelas hatte einen aufklärerisch-autoritären, von einem bürokratischen Apparat geführten Staat geschaffen, eine politische Maschinerie, die im Namen der Vernunft und des Fortschritts der Gesellschaft eine Zwangsjacke anlegte. Der Dialektik der Aufklärung entsprechend, hatte die bayrische Staatsmaschinerie auf dem Weg der Modernisierung Reformen durchgeführt und beträchtliche bürgerliche Freiheiten verwirklicht, während gleichzeitig ihr perfektes Funktionieren dazu führte, daß die Gesellschaft unterdrückt und gewaltsam in das administrative Räderwerk integriert wurde. Ihre Gegner – die ‚Schwarzen‘, Bauern und Klerikale – repräsentierten zugleich Tradition und Reaktion, rückständige Volkstümlichkeit und bisweilen aber auch authentische Bedürfnisse des Volkes, Freiheit und Autonomie, die historische Individualität, die sich berechtigterweise dagegen verwahrte, von einem jakobinisch-absolutistischen Despotismus verdrängt zu werden.“ (Magris, S. 133)

Ähnlich differenzierend sollte man bei der Zauberflöten-Lektüre verfahren. Um die Lichtgestalt des Sarastro schleicht auch ein Monostatos, der voller Intrige ist. Man könnte, sollte sagen, dass im Zauberflöten-Libretto durchaus differenzierte Charaktere und Handlungen vorkommen und es ein „sehr gutes Stück aus der Zeit“ ist (Hacks, *Zur Romantik*, S. 82), wogegen die „Umdreh-Legende“ gerade eine solche Abwägung verhindert.

Literatur

ARETIN, JOHANN CHRISTOPH VON: *Die Plane Napoleon's und seiner Gegner besonders in Teutschland und Oesterreich*, München

1809, Uni-Bibliothek Signatur „0001/8 Hist 8289(2“. Diese „Flugschrift“ hat 71 Seiten. In diesem Buch sind noch weitere Texte der damaligen Zeit eingebunden, so z.B. eine „Apologie Napoleons des Großen“ (1814), aber auch Gegenschriften wie „Ueber Sinn und Absicht einiger Stellen der in München erschienenen Flugschrift: Die Plane Napoleons und seiner Gegner“ von Friedrich Jacobs, Gotha 1810.

BEETHOVEN, LUDWIG VAN: Fidelio, Dichtung nach Bouilly von J. Sonnleithner und G. F. Treitschke. Vollständiges Buch, neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Zentner, Stuttgart 1977.

BOSCH, MANFRED (Hrsg.): „... du Land der Bayern“, Ein politisch-historisches Lesebuch, Köln 1983.

BOSL, KARL: Bayerische Geschichte, München 1980.

BRAUNBEHRENS, VOLKMAR: Größe und Elend des Antonio Salieri, in Acta Mozartiana (Mitteilungen der Deutschen Mozart-Gesellschaft e.V.), Dezember 1995.

DANNHEIMER, HERMANN: Auf den Spuren der Baiuwaren. Archäologie des frühen Mittelalters in Altbayern. Ausgrabungen-Funde-Befunde, Pfaffenhofen 1987.

DANNHEIMER, HERMANN und HEINZ DOPSCH: Die Bajuwaren - Von Severin bis Tassilo 488 – 788, München und Salzburg 1988.

Das Nibelungenlied, übersetzt von Felix Genzmer, Stuttgart 1965 und 1992.

HACKS, PETER: Versuch über das Libretto, in: Oper, München 1980.

HACKS, PETER: Zur Romantik, Hamburg 2001.

HILDESHEIMER, WOLFGANG: Mozart, Frankfurt am Main 1982 (3. Auflage). Siehe auch seinen kürzeren Text: Wer war Mozart?, Frankfurt am Main 1973 (4. Auflage).

HONOLKA, KURT: Papageno. Emanuel Schikaneder. Der große Theatermann der Mozart-Zeit, Salzburg und Wien 1984.

JEBSEN-MARWEDEL, HANS: Joseph von Fraunhofer und die Glashütte in Benediktbeuern, München 1976 (2. Auflage).

KANT, IMMANUEL: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, herausgegeben von Rudolf Malter, Stuttgart 1974.

KOMORZYNSKI, EGON: Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters, Wien 1951.

MAGRIS, CLAUDIO: Donau – Biographie eines Flusses, München-Wien 1988.

MARKMILLER, FRITZ: Weltfahrer Ulrich Schmidl, in: Vogel, Dieter: Der Gäuboden. Heimatbuch, Vilsbiburg 1996.

MOZART, WOLFGANG AMADEUS: Die Zauberflöte, Oper in zwei Akten; Dichtung von Emanuel Schikaneder, Vollständiges Buch; Im Anhang Szenen aus Der Zauberflöte Zweiter Teil, Ein Fragment von Johann Wolfgang Goethe; Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Zentner, Stuttgart 1973.

PERL, HELMUT: Der Fall „Zauberflöte“, Mozarts Oper im Brennpunkt der Geschichte, Darmstadt 2000.

PUSCHKIN, ALEXANDER: Mozart und Salieri (russisch/deutsch), Übersetzung und Nachwort von Kay Borowsky, Stuttgart 1985.

ROLLAND, ROMAIN: Ludwig van Beethoven, Zürich und Stuttgart 1978.

ROSS, CARLO: Abenteurer und Rebell. Ulrich Schmidl und die Entdeckung Lateinamerikas. Eine Romanbiographie, Regensburg 1996.

SCHLEGEL, FRIEDRICH: Über eine merkwürdige Verteidigungsschrift der französischen Grundsätze, in: Schmitt, Hans-Jürgen: Die deutsche Literatur in Text und Darstellung, Romantik I, S. 187-192, Stuttgart 1974.

„...dass ich mit meiner Oper gar nichts anderes anstrebte, als was in der ‚Zauberflöte‘ längst schon herrlich gelöst ist.“

(Hermann Hesse, Kurzgefasster Lebenslauf)

Goethe, Zauberflöte

Als ich vor einigen Jahren einzelnes über die Zauberflöte geschrieben habe²², habe ich selbstverständlich nicht alles über Mozart, Goethe, Schikaneder und die Zauberflöte gelesen gehabt, nur was halt zum Überblick nötig war.

Speziell zwei Bücher kannte ich bis vor kurzem noch nicht bzw. konnte ich auch noch gar nicht kennen:

1. Jan Assmann: Die Zauberflöte / Eine Oper mit zwei Gesichtern, Wien 2018 (Picus Verlag).

2. Heinz-Klaus Metzger und Rainer Riehn: Ist die Zauberflöte ein Machwerk? Mozart, Musik-Konzepte 3, Edition Text und Kritik, München 1978.

Einleitend gleich etwas aus dem Fazit von Assmann:

²² Straubing, Schikaneder-Stadt, in Franz Krojer: Aufschluss des Gäubodens, München 2006.

„Im Licht der Mysterientheorie mit ihrem Antagonismus von außen und innen, oben und unten, Volksreligion und Geheimreligion, Illusion und Wahrheit, lösen sich einige Schwierigkeiten der Zauberflötenhandlung. Keine Rede also von einem ‚Bruch‘, einem ‚Herumdrehen‘ des ganzen Plans in letzter Minute. Dem Zuschauer wird zugemutet, eine innere Wandlung, ein Umdenken, ja: eine Konversion mitzuvollziehen, dem Tamino auf seinem Weg ins Innere der Wahrheit unterworfen wird.“ (S. 109) Man lese besonders dazu das Kapitel „Seyfrieds Bruchtheorie“ (ca. 1840).

Das zweitgenannte Heft will eher in die andere Kerbe hauen: Machwerk, unausgegoren, künstlerisch uneinheitlich und fragwürdig.

Ab Seite 34 kommt der Aufsatz von Rainer Riehn mit „Die Zauberflöte: oder Mozart, der dialektische Komponist“²³. Riehn fragt: „Aber was will Hildesheimer eigentlich?“ (S. 38) Ich frage mich hingegen: „Was will Riehn eigentlich?“

Irgendwie wirft er Wolfgang Hildesheimer vor, dass der in seinem wohlbekanntem Mozart-Buch Goethe aufs Podest gestellt habe, damit die Zauberflöte umso unangreifbarer werde, und also müsse man Hildesheimer dekonstruieren, obwohl der gar nicht einmal so ein Mozart-Verklärer war.

²³ Der Titel ist etwas komplizierter, enthält noch einige grafische Elemente, muss man im Original sehen.

Es dreht sich um ein Goethe-Zitat zum Zauberflöten-Libretto:

„Und Hildesheimer fährt fort: <Goethe hat gesagt: ‚Es gehört mehr Bildung dazu, den Wert dieses Opernbuches zu erkennen als ihn abzuleugnen.‘>

Nun weiß ich weder, ob Goethe diesen Satz gesagt, noch ob er ihn geschrieben hat; denn in seinen Gesprächen, Briefen, Tagebüchern oder an anderen Stellen der riesigen Weimarer Goethe-Ausgabe habe ich ihn nicht gefunden. Zwar geistert er hin und wieder durch die Mozart-Literatur, bei Goethe nachgewiesen hat ihn aber, soweit mir bekannt, niemand; Tschitscherin sagt immerhin, woher er ihn hat, von dort, wo ihn Hildesheimer, wie ich vermute, auch abgeschrieben hat: von Paumgartner. Ob Hildesheimer den Satz nach Paumgartners Mozart-Biographie zitiert, weiß ich allerdings nicht. (Sonst ist Paumgartner ja nicht gerade sein Gewährsmann, er mißtraut ihm vielmehr und läßt an ihm kaum ein gutes Haar.) Ebenso wenig weiß ich, wie Paumgartner zu dem Goethe-Wort kommt. Sollte er es erfunden haben?“ (S. 37 f.)

„Es gehört mehr Bildung dazu, den Wert dieses Opernbuches zu erkennen als ihn abzuleugnen.“ (Goethe), sei somit eine Fälschung aus den 1920er-Jahren?²⁴

²⁴ Bernhard Paumgartner: Mozart, Berlin 1927, Kapitel 44, S. 434. Vgl. Georgi W. Tschitscherin: Mozart, Eine Studie, Reinbek bei Hamburg 1987, S. 146; 1930 verfasst, ¹1970 russ., ¹1975 dt.

Immerhin durfte Hildesheimer im selben Heft darauf antworten:

„Aber meinen Sie nicht auch, lieber Herr Riehn, daß meine These der Überbewertung des Librettos eine beinahe überwältigende Unterstützung erführe, wenn der Satz *n i c h t* von Goethe wäre?“ (Brief an Rainer Riehn, S. 70)

Und abschließend:

„Es hätte wohl noch mehr zu sagen gegeben, aber die Zeit drängt. Dank, daß Sie mich haben antworten lassen, daß ich eine Jahreszahl korrigieren, ein falsches Zitat zurücknehmen und mich an ein tiefes F erinnern konnte.“ (S. 75)

Es wurde eh viel zu viel in diesem Heft herumgeeiert. Jedenfalls, wer heute kritisch ist, verwendet dieses Goethe-Zitat nicht mehr, ansonsten geistert es weiter durch die Zauberflöten-Literatur.

Wir haben heute „books.google.de“ und eine Menge von „Digitalisaten“. Das Zitat, wenngleich von Paumgartner/Hildesheimer nicht ganz korrekt wiedergegeben²⁵, ist keine Erfindung aus dem 20. Jahrhundert, das schon mal vorab.

²⁵ Wolfgang Hildesheimer: Mozart, Frankfurt am Main 1982 (dritte Auflage, Suhrkamp, die erste war 1977), S. 327.

Man landet im 19. Jahrhundert, die frühesten Stellen, die ich mithilfe von Google gefunden habe, stammen beide aus dem Jahr 1840:

Zunächst relativ leicht zu finden:

1. Allgemeine Musikalische Zeitung No. 46, November 1840. Gegründet war diese Zeitung 1798 worden, jener erste Jahrgang enthielt viele Mozart-Anekdoten. Herausgeber war bis 1818 Friedrich Rochlitz, von dem auch ein Briefwechsel mit Goethe veröffentlicht ist²⁶. In dieser Nr. 46 wird vom neuen Herausgeber der AMZ, Gottfried Wilhelm Fink, die Zeitschrift „Orpheus, Musikalisches Taschenbuch für das Jahr 1841“ referiert, eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe. Und hier, in der AMZ, steht also auf S. 942: „Auf diese Weise entstand ein Buch, von dem einst Goethe sagte, es gehöre mehr Bildung dazu, den Werth zu erkennen, als ihn abzuleugnen.“

Vorher, auf Seite 941, schreibt G. W. Fink einleitend: „Drei Freunde, worunter der Verfasser dieses Aufsatzes, werden im Gespräch über dramatische Musik bald miteinander einig, dass die zwei letzten Zehente des vorigen und die zwei ersten des jetzigen Jahrhunderts das eigentlich goldene Zeitalter dieser herrlichen Kunst gewesen sind.“

²⁶ Und er schrieb auch: Liebhabereyen, oder die neue Zauberflöte, Lustspiel in vier Akten, Züllichau und Freystadt 1804.

Verwiesen wird also in der AMZ auf:

2. Georg Friedrich Treitschke: Die Zauberflöte – Der Dorfbarbier – Fidelio, Beitrag zur musikalischen Kunstgeschichte, in: Orpheus, Musikalisches Taschenbuch für das Jahr 1841, 2. Jahrgang, S. 239-264.

Treitschke, ich fasse mich kurz mittels Wikipedia: „Georg Friedrich Treitschke, auch Friedrich Treitschke, (* 29. August 1776 in Leipzig; † 4. Juni 1842 in Wien) war ein deutsch-österreichischer Dramatiker, Theaterregisseur und Lepidopterologe (Schmetterlingskundler).“ Ist auch sehr bekannt geworden durch die dritte Fassung von Beethovens Fidelio.²⁷ Kannte Goethe persönlich, wiederum kurz Wikipedia: „Als Theaterdichter hatte Treitschke Kontakt mit J. W. v. Goethe. So bat Goethe um die Zusendung des Manuskriptes von ‚Mozart's Idomeneus‘ nach Weimar. Treitschke hatte Idomeneo aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt und in Wien zum ersten Mal auf die Bühne gebracht.“

²⁷ Siehe z.B. Manfred Schuler: Unveröffentlichte Briefe von Ludwig van Beethoven und Georg Friedrich Treitschke: Zur dritten Fassung des „Fidelio“, Die Musikforschung, 35. Jahrgang, Heft 1 (Januar–März 1982), S. 53-62.

Der Text von Treitschke besteht aus einer Einleitung, also wie die drei Freunde zusammenkamen, und dann wird eben über diese drei Opern der Reihe nach gefachsimpelt, kommen zur Zauberflöte, wo dann auf S. 244 steht:

„Einige starke Inkonssequenzen sind zwar zwischen Anfang und Ende, z.B. in dem zweideutigen Benehmen der Genien entstanden, aber doch erhielt M(ozart) ein Buch, von dem einst Goethe sagte: es gehöre mehr Bildung dazu, den Werth zu erkennen, als ihn abzuläugnen.“

Bzw. im damaligen Druck:

244

Einige starke Inkonssequenzen sind zwar zwischen Anfang und Ende, z. B. in dem zweideutigen Benehmen der Genien entstanden, aber doch erhielt M. ein Buch, von dem einst Goethe sagte: es gehöre mehr Bildung dazu, den Werth zu erkennen, als ihn abzuläugnen.

Keinen früheren Beleg habe ich gefunden. Z.B. habe ich auch die gut 5.000 Seiten von Goethes Gesprächen (Biederermann/Herwig, dtv, München 1998) gesichtet oder etwa „Joseph Müller-Blattau: Der Zauberflöte Zweiter Teil – Ein Beitrag zum Thema Goethe und Mozart, Goethe Jahrbuch

1956 (hrsg. Andreas B. Wachsmuth), S. 158-179“. Und und und.

Bleibt also bis dato nur „Treitschke und Freunde 1840“. In jener Zeit schrieb auch Eckermann seine „Gespräche“; es waren gleichsam die Apostel, die dem Meister noch direkt begegnet sind.